



Erste Hilfe für die Seele

Ob bei einem Verkehrsunfall, Herzinfarkt oder Selbstmord, beim Überbringen einer Todesnachricht oder bei der Betreuung von Unfallzeugen und Rettungskräften: Notfallseelsorger der Kirchen sind rund um die Uhr im Einsatz. Eine von ihnen ist Erneli Martens (links), Feuerwehrpastorin in Hamburg.

Andere Zeiten: Sie leisten »Erste Hilfe für die Seele«. Inwiefern braucht die das?

Martens: Wenn der Tod plötzlich eine Familie trifft, können die Betroffenen kaum begreifen, was geschieht: Mit einem Schlag gehen alle Uhren anders. Manche sind von Entsetzen gepackt, andere fühlen sich im falschen Film. Sie sind sich selbst fremd, und ihre Seele kann nur schwer mitkommen.

Was kann man da tun?

Im Umgang mit verzweifelten Menschen gibt es nichts allgemein Richtiges zu tun, es kommt sehr auf die Situation an. Meine wichtigste Aufgabe ist, aufmerksam zu sein: Was brauchen die Menschen jetzt? Wie kann ich ihnen möglichst nahe sein? Wie kann ich für sie da sein?

Gilt das auch für die professionellen Rettungskräfte?

Ihre Situation ist eine andere: Sie wollen Menschen retten und dem Tod die Stirn bieten. Sie geben alles und müssen doch manchmal erleben, dass sie nichts ändern können. Diese Ohnmacht ist schwer zu ertragen.

Brauchen sie auch Seelsorge?

Manche ja. Notfallseelsorge ist eigentlich dadurch entstanden, dass Einsatzkräfte gesagt haben: »Wir können mit diesen verheerenden Bildern nicht allein bleiben.« Mindestens die Hälfte aller Helfer sagt: »Was ich erlebt habe, kann ich zu Hause gar nicht erzählen. Meine Frau soll nicht belastet werden von den Dingen, die ich sehe.«

Doch wo niemand über solche Erfahrungen sprechen kann und wir einen Ring des Schweigens darum legen, werden die eigenen Belastungen zu groß.

Was erwarten die Helfer von den Kirchen?

In unsere Richtung heißt das manchmal: »Ihr redet immer von Tod und Auferstehung. Wir wissen nicht genau, was ihr da macht, aber offensichtlich habt ihr eine Art von Medizin, die uns helfen könnte. Dann kommt jetzt mal rüber damit.« So fing es an. Dann hat man damit begonnen, die Pastoren in Notsituationen mit zu alarmieren. Und hat gefragt, ob es Seelsorger gibt, die rund um die Uhr in Bereitschaft sind und die man zum Beispiel rufen kann, wenn ein Mensch vor einen Zug springt. Heute klappt dieser Einsatz fast bundesweit.

Und das entlastet die Rettungskräfte?

Die Trennung der Rollen entlastet sie. Sie können sich konzentrierter der Rettung und medizinischen Versorgung widmen, wenn sich der Notfallseelsorger um die Psyche kümmert. Rettungskräfte können in Notsituati-

Mit Erneli Martens sprachen
Iris Schlemmer und Hinrich C. G. Westphal
von »Andere Zeiten«.





onen professioneller handeln, wenn kein Name fällt und die Geschichte der Menschen ihnen nicht bekannt ist.

Brauchen sie diese gewisse Distanz?

Ja, ein Rettungsassistent sagte kürzlich: »Es fällt mir schwer, meine Arbeit zu tun, wenn die Eltern des Kindes, das ich zu reanimieren versuche, neben mir stehen oder knien und ich hören muss, wie sie seinen Namen rufen. Aus einem solchen Einsatz finde ich schwer heraus.« Das kann ich gut verstehen. Auf der anderen Seite ist es für die Eltern wichtig, in der Nähe ihres Kindes zu sein.

Helfen bei solchen Unglücken christliche Texte und Rituale?

Ja, ich kenne Rettungsassistenten, die haben sich einen Bibeltext, den Psalm 23 eingesteckt, weil sie sich sagen, wenn ich in eine kritische Situation komme, will ich für betroffene Menschen wenigstens etwas Tröstliches dabei haben. Wieviel mehr muss man von uns Vertretern der Kirche erwarten!

Beten Sie mit den Betroffenen?

Wenn jemand zu mir sagt: »Wie kann Gott das zulassen?«, bin ich als Pastorin gefragt. Aber ich werde niemandem ein Ritual überstülpen, sondern ich biete an, zusammen zu beten. Und dann sagt der eine Nein und der andere Ja. Und das ist dann gut.

Segnen Sie die Menschen?

Ja, aber nicht automatisch. Doch erstaunlich viele Angehörige kommen zu mir: »Das kann doch nicht sein, dass meine Mutter jetzt hier einfach so rausgetragen wird! Können wir nicht irgendwas tun?« In solchen Situationen sage ich: »Ich würde gern einen Segen sprechen, ist das in Ordnung?« Dann spüre ich oft, dass das gefehlt hatte.

Wie ist das mit Ihnen selbst und Ihren Gefühlen?

Natürlich berührt mich jeder Einsatz persönlich. Aber ich werde gerufen, weil ich Seelsorgerin bin. Und da gilt der Satz, den wir auch im Rettungsdienst sagen: Arbeiten schützt. Wenn man diese Aufgabe übernimmt, schützt sie einen auch. Solange ich arbeite, frage ich mich die ganze Zeit, was braucht der andere, wo steht er gerade? Was für ein Typ ist dieser Mensch, was kann man ihm in die Hand geben? Da arbeite ich höchst konzentriert. Wenn ich nach so einem Einsatz nach Hause komme, kann ich auf

einem Stuhl einschlafen. Ich leg' meinen Kopf hin, dann bin ich innerhalb von Sekunden weg.

Aber trotzdem nimmt man Bilder mit nach Hause.

Ja, manchmal merkt man das erst später. Es ist, als ob man Tränen aufbewahrt. Im Urlaub, in einer Kirche oder unter dem Himmel, muss ich plötzlich weinen. Die Tränen laufen einfach nur so, ich sitze da und denke: Jetzt erst weinst du? Um was? Um wen?



Emeli Martens in ihrem Dienstwagen:

Wissen Sie dann, für wen?

Ja. Das fällt mir immer ein.

Wie schützen Sie sich persönlich?

Also, zunächst helfen ganz normale körperliche Regeln.

Das heißt konkret?

Ausgeschlafen sein, gut gegessen haben, nicht überstürzt in solche Notfälle reinlaufen mit viel Kaffee und nur

Süßigkeiten. Das ist fast banal.

Eine wichtige Unterstützung ist für mich auch Supervision. Auch ich habe mir einen Profi gesucht, der sich anhören muss, was ich gesehen habe, und ich erwarte von ihm, dass er das aushalten kann.

Dazu gehören aber auch die kleinen Gesten, wenn ich meinen Mann anrufe und sage: »Du, ich hab' einen Einsatz und weiß noch nicht, wann ich wiederkomme. Es könnte spät werden.« Dann sagt er: »Bis zwölf bin ich



»Die Feuerwehr hat gefragt, ob es Seelsorger gibt, die man rund um die Uhr rufen kann.«

auf jeden Fall wach.« Und wenn ich heimkomme, sagt er nicht: »Lass uns drüber reden«, sondern: »Was brauchst du denn jetzt?« Und dann kann ich sagen, dass ich jetzt ein Rührei essen möchte oder ein Stück Schokolade, und das ist o.k.

Oder ich komme zurück zur Feuerwehrwache und hab' manchmal nichts mehr zu sagen. Und die Leute wissen das und sagen: »Na, ein Kaffee wäre gut.« In der Feuer-

wehr würde ich nie alleine sitzen, sondern da setzt sich immer einer dazu. Und dann gibt's so zwei, drei Fragen zum Einsatz, oder wir erzählen uns einfach ein paar Allgemeinheiten. Manchmal ist Sprechen über etwas Alltägliches gut.

Und wo bleibt da Ihr eigener Glaube?

Ich weiß, dass ich Gott auch in schrecklichen Einsätzen finden kann. Zeitweilig habe ich das Gefühl, eine Standby-Leitung zu ihm zu haben. Der katholische Kollege sagt

so nett: »Ich nehme immer noch Einen mit zum Einsatz«, und das mach' ich auch. Wenn du losgehst zu Menschen, die dem Tod ins Gesicht gesehen haben oder du selber mit dem Tod auf Tuchfühlung kommst, dann musst du innerlich klar sein. Wenn ich mal nicht weiß, wo Gott ist, dann fange ich an, einen Psalm zu beten. So versuche ich von meiner Seite aus, einen Brückenkopf zu setzen, auf Empfang für Gott zu gehen. Und dann hoffe ich, dass er sich auch finden lässt. ▢